

# Landesplanung

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **49 (1962)**

Heft 7: **Kurortplanung, Saisonhotellerie, Verkehrspropaganda**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Gewirr ihrer materiellen Vorgänge hat bei uns die soziologische Betrachtungsweise nur langsam in Gang gebracht; nun beschleunigt der Schrecken über das Kommende auch die Reflexionen des Wissenschaftlers. An den Begriffen «Heimatschutz» oder «Gewässerschutz» exemplifizierte Burckhardt, daß den Aufgaben der Gegenwart nicht mit dem Rüstzeug veralteter Denkkategorien beizukommen ist. In der Einplanung ungeplanter Bezirke spart sich der moderne Mensch ein unzeitgemäßes Reservat aus, dessen «Natürlichkeit» sich als romantische Projektion entlarvt. Der Drohung zerstörerischer Vorgänge sind daher neue Beurteilungskategorien angemessen, wenn wir ihr wirksam begegnen wollen. An Beispielen läßt sich demonstrieren, daß sich heute viele wirtschaftliche und soziologische Prozesse rascher entwickeln als die Gesetze, die sie regeln sollen; das gilt nicht zuletzt auch für Baugesetze, die das Bevölkerungswachstum in den Städten beeinflussen. Der Dialektik dieser Prozesse kann nur mit wissenschaftlicher Grundlagenforschung begegnet werden, nicht mit bloßen Intuitionen oder soziologisch verbrämten Ideologien. Im Siedlungs- oder Stadtplan interpretiert der Architekt seine Vorstellung davon, wie man leben und wohnen soll. Burckhardt weist auf den problematischen und unheilstiftenden Begriff «Nachbarschaft» hin, in dessen Namen sich so oft eine Populärsoziologie ihre architektonischen Wunschgebilde schuf. Ihr utopischer Charakter ist unverkennbar, was nicht heißen muß, daß alle Utopien wertlos seien; im Gegenteil, sie sind fruchtbar, wo erkannt wird, daß sie partielle Wahrheiten in verabsolutierter Form enthalten. So figurieren in den Plänen Prof. Tanges für Tokio öffentliche Einrichtungen unter den dauerhaftesten, während Wohnbauten rascherem Verschleiß unterworfen sein sollen. Prof. Maki verfiel in seinen Planungen den entgegengesetzten Standpunkt und sieht in der Utopie Tanges eine gefährliche Verfestigung alles öffentlich Institutionalisierten. Begreift man ihren relativen, transitorischen Charakter, verfällt man nicht der Ideologisierung planerischer Formeln. So wenig der moderne Städtebau auf die Mitwirkung des Soziologen und Ökonomen verzichten kann, so wenig dürfen doch von ihnen – etwa durch plebiszitäre Maßnahmen – unfehlbare Rezepte erwartet werden. Zeitgemäße Planung setzt das Zusammenwirken von soziologischer Wissenschaft und schöpferischer Architektur voraus.

Im zweiten Referat stellte Stadtpräsident Dr. P. Schaffroth «Aufgaben und Möglichkeiten einer systematischen Siedlungspolitik in der Schweiz» am Sied-

lungsraum von Biel dar. Das explosive Bevölkerungswachstum der letzten Jahre hat eine Raumordnung der Stadt und ihrer umgebenden Gemeinden nötig gemacht. Während die Altstadtbevölkerung stetig abnimmt, hat eine städtische Binnenwanderung eingesetzt, die von der City in die Außenquartiere und in die Vororte zielt. So bilden sich «Jahresringe», und die Nachbargemeinden müssen immer mehr Einwohner, die in der Stadt arbeiten, aufnehmen. Den Eingemeindungen von Vororten in den zwanziger Jahren (die nicht aus planerischen sondern aus rein steuergesetzlichen Gründen erfolgten) sollten, so findet Stadtpräsident Schaffroth, keine weiteren folgen; er sieht darin kein Heilmittel gegen Bodenknappheit und Bevölkerungsdruk der Stadt. Die 7000 Pendler, die in den Vororten Biels wohnen, sollen in diesen selbständigen Gemeinden integriert werden. Eingemeindung könnte rationell erscheinen, doch würde sie historisch Gewachsenes zerstören und an seine Stelle bürokratische Systeme setzen. Eine vor Jahresfrist geschaffene Arbeitsgemeinschaft hat sich unter anderem zum Ziel gesetzt, das Zusammenwachsen von Stadt und Vororten zu verhindern. Regionalplanung und Gemeindeplanung sollen sich in föderativem Geiste ergänzen.

In temperamentvollen Worten lieferte als dritter Redner Jakob Maurer, Leiter des Büros für den Generalverkehrsplan der Stadt Zürich, den «Beitrag des Planers» zur Tagung.

In der Arbeit des Architekten unterscheidet Maurer das technische und das geistige Programm, das heißt einen rationalen, meßbaren und einen irrationalen, nicht meßbaren Anteil. Der rationale Anteil setzt ein bestimmtes Ziel voraus, das oft verabsolutiert werde. Hierin liegt eine große Gefahr; der Planer muß sich dessen bewußt werden, daß er angewandte Soziologie betreibt; gesellschaftliche Wertvorstellungen sind aber nicht direkt meßbar. Auch kann in der heutigen pluralistischen Gesellschaft kein Consensus über ihre Wertvorstellungen herrschen, daher die Reduktion architektonischer Prinzipien auf ihr Meßbares. Kein Plan kann konfliktfreie Siedlungen schaffen, sein Ziel muß vielmehr darin bestehen, Bereiche abzustecken, in denen das Leben einer Gemeinschaft möglich wird; er ist darum in höchstem Maße ein Politikum. Im Glauben mancher Architekten, Städtebau habe gesellschaftsformende Funktionen, sieht Maurer eine Anmaßung; es kann nur absurd sein, durch architektonische Planungen das Modell einer Einheit schaffen zu wollen, die in der Struktur der heutigen Gesellschaft nirgends vorgezeichnet ist. Von der oft postulierten Schaffung

neuer Baugesetze verspricht sich Maurer nichts; die bestehenden werden nach seiner Meinung nicht einmal richtig ausgeschöpft. So steht er auch der von Bernoulli verfochtenen Verstaatlichung des Stadtbodens skeptisch gegenüber und meint, die Zuteilung des Baugrundes durch städtische Behörden werde alles noch viel mehr erschweren als der Handel mit privaten Eigentümern. Dagegen könne zum Beispiel vom Wohnungseigentum ein starker Impuls durch direkte Mitwirkung des Bürgers auf das städtische Bauen ausgehen.

Besonders wichtig schien uns die Feststellung des Redners, zum Bild der Stadt gehöre die enge Verflechtung verschiedener zeitlich aufeinanderfolgender Zustände, deren Merkmal die stetige Erneuerung ist. Das heißt, daß jede (zum Beispiel verkehrstechnische) «Idealplanung» ein erstarrtes Gebilde ist, das im Augenblick seiner Ausführung schon veraltet sein muß. Daher sieht Maurer auch in der sich allmählich erneuernden Struktur unserer Städte das beste Korrelat zur modernen Gesellschaft und nicht in neu konzipierten Siedlungen. Leider blieb für die Diskussion nicht mehr viel Zeit übrig, so daß nur weniges erörtert werden konnte. Vielleicht der größte Gewinn dieser Tagung war die Erkenntnis, daß sich heutige Siedlungs- und Städteplanung nicht an dogmatisch verhärteten Thesen orientieren darf. Es gilt nicht, mit der neuen Stadt «die neue Gesellschaft» zu bauen, sondern einer sich wandelnden Gesellschaft mit behutsamer Vernunft den baulichen Lebensrahmen zu geben, in dem sie sich weiterentwickeln kann. Das ist ohne soziologische Forschungsarbeit nicht mehr möglich. Am Soziologen, ihre Ergebnisse bereitzustellen; am Architekten, sich ihrer zu bedienen. Wir brauchen beide.

A. H.

## Landesplanung

### Planer und Geograph

Aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestehens des Geographischen Institutes der Universität Basel hielt Prof. Dr. Heinrich Gutersohn, Direktor des Geographischen Institutes der ETH Zürich und Präsident der Schweizerischen Vereinigung für Landesplanung, am 12. Mai einen Festvortrag mit dem Titel «Die Geographie als Grundlage der Orts-, Regional- und Landesplanung». Das Anwachsen der Bevölkerung, die gesteigerten Komfortbedürfnisse und die

sich entwickelnde Technik verändern die Landschaft in einer Weise, daß die Konsequenzen daraus noch nicht abgesehen werden können. So kann beispielsweise heute noch niemand genau sagen, in welcher Weise sich unsere Grundwasserhältnisse stabilisieren werden, wenn das Wasser unserer Berge in steigendem Maße gestaut und in Druckleitungen zu Tal geleitet wird. Gegenüber diesen Beanspruchungen des Landschaftsorganismus erhob sich bisher nur die Stimme des Natur- und Heimatschutzes, also einer bei aller Gewichtigkeit doch ästhetisch ausgerichteten Kritik. Erst neuerdings schaltet die Geographie sich ein, die als die Wissenschaft von den Landschaftsorganismen dazu befähigt ist, von einem übergeordneten Standpunkt aus die optimale Verteilung und Nutzung der Landschaftsfaktoren zu beurteilen.

In der heutigen Welt der Spezialisten ist der Geograph der «Spezialist für das Ganze». Seine Urteile gehen über das bloß Rechnerische der industriellen Standortwahl oder des technischen Nutzungsgutachtens hinaus zu einer Zusammenfassung aller Faktoren im Begriff der Landschaft. Es ist erfreulich, wie sehr sich in den letzten Jahren Natur- und Heimatschutz solchen landesplanerischen und landschaftsgestalterischen Gedankengängen genähert haben: Warb man früher für die Erhaltung bestimmter Einzelobjekte, so heute für einen ganzen Organismus, wie es das Städtchen Werdenberg oder die Landschaft von Morcote darstellen. Auch die Behörden haben heute für solche ganzheitliche Betrachtungsweise ein offeneres Ohr; so wurde von Bundes wegen beispielsweise eine Gesamtanierung der Verhältnisse des Val Calanca angekündigt. Wichtig ist, daß die Zäsur zwischen der Planung und der Gestaltung genau gesehen wird. Der von den bloß technischen Disziplinen herkommende Planer ist eigentlich ein Gestalter; allein die geographische Betrachtungsweise erfährt das Wesen der Landschaft in ihrem Werden, als die Momentaufnahme aus einer zeitlichen Entwicklung. Durch die Aufstellung idealtypischer Landschaftsformen und Landschaftszustände gewinnt der Geograph eine Typologie, die Entwicklungsprognosen erlaubt. Demgegenüber ist das «intuitive» Planen einer gewissen älteren Generation von Regionalplanern ein bloßes Gestalten der Landschaft, das nie eine volle Ausschöpfung der in ihr verborgenen Möglichkeiten ergibt.

Der technische Planer neigt dazu, in seine Planung nur das Siedlungsgebiet einzubeziehen; der Wald und die Landwirtschaft sind für ihn lediglich ausgesparte Zonen. So sieht er nicht, in

welcher Weise die Anordnungen des besiedelten Gebietes auch die Grünräume beeinflussen. Gerade die zum Blühen gebrachten Industriegebiete führen zu einer Entleerung der abgelegenen und nur landwirtschaftlich genutzten Räume: auch diese negative Entwicklung bedarf einer Planung. Heute aber sind wir geneigt, allein den ansteigenden Kurven unsere Beachtung zu schenken. In der Stadtplanung neigt der bloße Techniker dazu, das Vorhandene stets als das Gegebene zu betrachten. Wenn er nicht gerade den Boden für seine Straßenverbreiterungen braucht, so betrachtet er die bestehende Bebauung als unwandelbar. Aber eine Stadt unterliegt in ihrem Innern steter Veränderung, und gerade in den ältesten Teilen ist der Umbruch am größten. Auch eine volle, eine nicht mehr ausdehnbare Stadt, ja gerade sie, ist niemals in ihrem Endzustand; die Kompliziertheit unserer hochintegrierten ökonomischen und industriellen Verhältnisse bringt ständige neue Impulse zu einschneidenden Umbrüchen.

Diese Gedanken sind nicht neu; neu ist nur ihre hohe Dringlichkeit. Prof. Bernhard, der Gründer der Vereinigung für Innenkolonisation, hat schon 1918 eine «angewandte Geographie» gefordert und geschaffen, welche in die Veränderungen und Mißbräuche unserer Landschaftsnutzung korrigierend und wissend eingreift. Heute leiden wir vor allem an einem Mangel an ausgebildeten Planern, welche mit den von der Geographie gelieferten wissenschaftlichen Grundlagen umzugehen imstande sind. Dieser Mangel zwingt dazu, daß Instanzen Untersuchungen vornehmen und Entscheidungen fällen, zu welchen allein die Wissenschaft die richtigen Grundlagen liefern könnte. Es ist zu hoffen, daß sich die jüngere Generation nun vermehrt einer Disziplin zuwendet, die von einer bloß rezeptiven zu einer anwendbaren Wissenschaft geworden ist, die nicht mehr nur beschreibt, sondern beurteilt und kritisiert.

Die festliche Jubiläumssitzung schloß mit einem zweiten Vortrag von Prof. Dr. Karl Troll, Direktor des Geographischen Institutes der Universität Bonn, über «Die geographische Strukturanalyse in ihrer Bedeutung für die Entwicklungshilfe». Die beiden Vorträge erscheinen demnächst als Heft 5 in der Reihe der Veröffentlichungen des Basler Geographischen Institutes. L. B.

## Denkmalpflege

### Zur «Kunst, Erbe zu sein»

Das WERK hat im Juni-Heft 1961 unter dem Thema «Erneuern und Erhalten» auch Probleme der Denkmalpflege aufgegriffen. Niemand wird eine Diskussion über «Die Kunst, Erbe zu sein» (Lucius Burckhardt), lebhafter willkommen heißen als jene, die diese schwierige Kunst als Beruf ausüben, die Denkmalpfleger – in der Erwartung genauer Sachkenntnis und Objektivität. Als Soziologe trifft Lucius Burckhardt den Nagel auf den Kopf, wenn er die Altstadt als Gesamtkunstwerk und als intensivste Verwirklichung der Stadtvorstellung erhalten wissen will, wenn er ihr «eine lebensfähige Funktion» wünscht und «die klare Aufgabentrennung von Altstadt und City» fordert, ebenso wenn er den bloß punktuellen Schutz von kunstgeschichtlich bedeutenden Einzelbauten bedenklich findet. Solche Leitsätze wünscht man sich in das Credo jedes Architekten. Aber die Polemik des Aufsatzes geht fehl, wo sie die Denkmalpflege selber aufs Korn nimmt. Sie trifft nicht, weil sie mehrmals von objektiven Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten ausgeht und weil sie der Denkmalpflege ein paar Grundsätze unterschiebt, auf die sich längst niemand mehr beruft. Die Mitglieder der Schweizerischen Denkmalpfleger-Vereinigung haben sich über die Basler Beispiele, mit denen Lucius Burckhardt ficht, von ihrem Basler Kollegen Fritz Lauber genau informieren lassen und sehen sich genötigt, einige sachliche Irrtümer richtigzustellen. Es versteht sich, daß die amtliche Dokumentation zu den fraglichen Basler Restaurierungen auch dem Verfasser des genannten Artikels zur Verfügung gestanden hätte. Auf die grundsätzlichen Fragen soll indessen hier nicht eingegangen werden.

Unter der Devise «Hinzufügungen späterer Generationen haben ihr legitimes Recht am Bauwerk» rügt Burckhardt, daß am Münsterplatz die tudorgotische Fassade des Antistitiums von 1838 «dem barocken Nachbarhaus angeglichen» und so in einen «falschen Barock» verwandelt worden sei, mit «Fenstern von barocken Proportionen, die das ... Haus einmal gehabt haben mag». In Tat und Wahrheit ist etwas ganz anderes geschehen: man hat eine aufgesetzte tudorgotische Dekoration (Fensterrahmen von überhohen Proportionen) entfernt und die darunter liegende, unversehrte Barockfassade wieder aufgedeckt. Also nicht «falscher», sondern